

(Nachdruck verboten.)

67]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Die Hauptsache war, diese Tiere einige Minuten länger aufrecht zu erhalten, bis die Picadore wieder in die Arena eintraten, wo der Stier ihnen schon den Nest geben würde...

Und die fast sterbenden Tiere ertrugen diese entsetzliche Umwandlung geduldig. Wenn sie hinkten, wurden sie durch knallende Peitschenhiebe angetrieben, die sie von den Füßen bis zu den Ohren erzittern machten. Ein sonst sanftes Pferd versuchte in der Verzweiflung über sein elendes Geschick die sich ihm nahenden Knechte zu beißen. Zwischen seinen Zähnen befanden sich noch Ueberreste von Haut und roten Haaren. Als es fühlte, wie die Hörner seinen Leib aufrißen, biß es den Stier in den Hals in rasender Wut.

Die verwundeten Pferde wiherten traurig; die Luft in ihren Körpern entwich geräuschvoll; ein Geruch von Blut und vegetabilischen Ausscheidungen erfüllte die Luft im Hofe; Blut rann zwischen den Steinen und nahm beim Vertrocknen eine schwärzliche Farbe an.

Der Lärm der unsichtbaren Menschenmenge drang herüber; es waren Ausrufe der Unruhe, Weheschreie aus tausend Kehlen, aus denen man die Flucht des durch den Stier hart bedrängten Wanderillos erraten konnte. Dann wieder ein vollständiges Schweigen. Der Mann wendete sich von neuem gegen den Stier, und das regelrechte Anheften zweier Wanderillas wurde mit rauschendem Beifall begrüßt. Dann ertönte das Signal zum Töten, und neue Beifallsbezeugungen wurden laut.

Carmen wollte gehen. Seltsame Jungfrau der Hoffnung! Was hatte sie hier zu tun? ... Sie wußte nicht, in welcher Reihenfolge die Matadoren aufzutreten hatten. Vielleicht bezeichnete jenes Signal den Augenblick, in dem ihr Mann dem Stier entgegentrat. Und sie war hier, nur wenige Schritte entfernt, und ohne ihn zu sehen! Sie wollte davon eilen, um dieser Qual zu entfliehen. Zudem ekelten sie das im Hof fließende Blut und die Martern jener armen Tiere an. Ihr weibliches Bartgefühl empörte sich über die Mißhandlungen, während sie ihr Taschentuch vorhielt, um den üblen Fleischgeruch abzuhalten.

Sie war nie zu einem Stiergefecht gegangen. Während eines großen Teils ihres Lebens hatte sie von Stiergefechten erzählen hören, aber aus den Beschreibungen dieser Schauspiele entnahm sie nur das Außerliche, was jedermann sieht, die verschiedenen Phasen des Kampfes, das helle Sonnenlicht, den Glanz der Kostüme, die pompöse Vorstellung, ohne die verhassten Vorbereitungen hinter den geheimnisvollen Kulissen kennen zu lernen. Und dieses Schauspiel mit seinen abstoßenden Martern schwacher Tiere diente ihnen zum Lebensunterhalt! Und ihr Vermögen war so entstanden! ...

Ein rauschender Applaus erhob sich im Zirkus; im Hof wurden mit Nachdruck Befehle erteilt. Der erste Stier war gefallen. Im Hintergrunde des Durchganges für die Pferde öffnete sich die zur Arena führende Barriere, und das Geräusch der Menge und die Klänge der Musik wurden deutlicher vernehmbar.

Die Mauktiere waren in der Arena: ein Dreigespann, welches die toten Pferde, und ein anderes, das die Stiere hinaus schleppte.

Carmen sah unter den Bogengängen ihren Schwager herankommen; er zitterte noch vor Enthusiasmus über das, was er gesehen hatte.

„Juan ... kolossal! Noch nie war er wie heute nachmittag. Sei nicht bange. Der Bursche ist imstande und verzehrt die Stiere bei lebendigem Leib!“

Dann sah er sie unruhig an, indem er befürchtete, er werde durch sie einen so interessanten Nachmittag verlieren ... Wozu entschloß sie sich? Hielt sie sich für mutig genug, um in den Zirkus einzutreten?

„Führe mich weg von hier!“ sagte sie mit angsterfüllter Stimme. „Nimm mich schnell fort; ich bin krank ... Laß mich in der ersten Kirche, die wir antreffen.“

Der Sattler machte eine Gebärde des Unwillens. War es nur möglich! Konnte man ein so herrliches Stiergefecht

versäumen! ... Und indem sie nach der Tür gingen, berechnete er, wo er Carmen lassen könnte, um so bald als möglich nach dem Zirkus zurückzukehren.

Als der zweite Stier losgelassen wurde, nahm Gallardo noch, an die Barriere gelehnt, die Glückwünsche seiner Bewunderer entgegen. Was für einen Mut der Bursche hatten ... „wenn er wollte!“ ... Die sämtlichen Zuschauer hatten ihm bei seinem ersten Stier Beifall gezollt und ihren Mergel über sein früheres Auftreten vergessen. Als ein Picador vom Pferde fiel und infolge des schweren Aufschlags regungslos liegen blieb, war Gallardo mit seinem Mantel herbeigeeilt und hatte den Stier nach der Mitte des Platzes abgelenkt. Nach verschiedenen Finten mit dem roten Tuch und einigen vom Matador elegant ausgeführten Seitensprüngen blieb der müde gebehte Stier unbeweglich stehen. Gallardo benutzte dessen Verblüffung und stellte sich wenige Schritte vor dem Maul des Tieres auf, indem er den Leib herausfordernd vorlehnte. Er fühlte in seinem Innern eine Eingebung, ein glückliches Omen kühner Taten. Er mußte das Publikum durch einen waghalsigen Streich wieder erobern und kniete vor den Hörnern mit einer gewissen Vorsicht nieder, bereit, beim leiftesten Anschein eines Angriffs wieder aufzuspringen. Der Stier verhielt sich ruhig. Gallardo streckte eine Hand vor, bis er das schäumende Maul des Tieres berührte, das immer noch unbeweglich da stand. Dann unternahm er ein Wagnis, dem die Zuschauer mit gespanntem Schweigen zusehen. Nach und nach legte er sich in den Sand, wobei ihm der Mantel zwischen den Armen als Kopfkissen diente, und verhartete in dieser Lage einige Sekunden, vor den Nüstern des Tieres ausgestreckt, das ihn mit einer Furcht beschnüffelte, als witterte es eine Gefahr aus diesem Körper, der unter seinen Hörnern lag.

Als der Stier seine wilde Angriffslust wieder erlangt hatte und die Hörner senkte, rollte der Matador gegen die Füße des Tieres und kam auf diese Weise aus dessen Bereich, so daß das Tier über ihn wegief und in seiner blinden Wut vergeblich den Gegenstand seines Angriffs suchte.

Gallardo erhob sich und schüttelte den Staub ab, während das Publikum in seiner Vorliebe für kühne Taten ihm mit dem Enthusiasmus früherer Zeiten Beifall spendete. Aber nicht nur seiner Waghalsigkeit, sondern sich selbst applaudierte die Menge, ihre eigene Majestät, indem sie fühlte, daß die Kühnheit des Stierkämpfers seinem Wunsche entsprang, sich mit ihr auszuföhnen und ihre Zuneigung von neuem zu gewinnen. Gallardo war in die Arena mit den waghalsigsten Vorsätzen gekommen, um Beifall zu ernten.

„Er paßt nicht genug auf,“ sagten sie in den unteren Reihen „und wird öfters flau, aber er hat Ehrgefühl und will seinem Namen keine Schande machen.“

Der Enthusiasmus der Menge und ihre freudige Erregung beim Gedanken an Gallardos Tat und an den sichern Degenstoß, mit dem der andere Matador den ersten Stier niedergeworfen hatte, kehrten sich in Unwillen und Protestrufe um, als der zweite in die Arena eintrat. Er war gewaltig und von schöner Gestalt, lief aber in der Mitte des Platzes herum und blickte erstaunt auf die lärmenden Reihen der Zuschauer, erschrad über die Zurufe und Bisse, mit denen sie ihn aufregen wollten, und floh vor seinem eigenen Schatten, als witterte er Gefahr von allen Seiten. Die Zirkusbediensteten sprangen herbei und hielten ihm ihre Mäntel vor. Er griff das rote Tuch an und folgte ihm einige Augenblicke, aber plötzlich brach er in ein ängstliches Gebrüll aus und machte kehrt, indem er in entgegengesetzter Richtung mit bestigen Sprüngen davoneilte. Seine Beweglichkeit bei der Flucht erfüllte das Publikum mit Unwillen.

„Das ist kein Stier, das ist ein Affe!“

Den Mänteln der Maestros gelang es schließlich, ihn nach der Barriere zu treiben, wo die Picadoren unbeweglich, die Lanze im Arm, auf ihren Pferden warteten. Er näherte sich einem Reiter mit zerknülltem Kopf und wütendem Gebrüll, als wollte er ihn angreifen. Aber bevor das Eisen in seinen Hals drang, machte er einen Sprung und entwich durch die Reihe von Tüchern, die die Kämpfer ihm entgegenhielten. Auf seiner Flucht traf er einen anderen Picador und wiederholte den Sprung, das Gebrüll und das Davoneilen. Dann stieß er auf den dritten Reiter, der die Lanze vorstreckte

und ihn in den Hals stach, was nur seine Furcht und seine Schnelligkeit vermehrte.

Das Publikum hatte sich in Masse von den Sitzen erhoben und schrie mit heftigen Armbewegungen. Ein zahmer Stier! Unerhört! . . . Und mit dumpfem Protest wandten sich aller Blicke nach der Loge des Vorsitzenden: „Herr Präsident!“ Das konnte nicht zugegeben werden.

Aus einigen der ersten Reihen ertönte ein Chor von Stimmen, die dieselben Worte mit eintönigem Nachdruck wiederholten:

„Feuer! . . . Feuer!“

Der Vorsitzende schien im Zweifel zu sein. Der Stier rannte herum, von den Kämpfern verfolgt, die, den Mantel im Arm, ihm nacheilten. Sobald es einem von ihnen gelang, vor ihn zu kommen, um ihn anzuhalten, beroch er das Tuch mit seinem gewohnten Brüllen und entfernte sich brüllend und ausschlagend in einer anderen Richtung.

Die lärmenden Protestrufe nahmen bei diesem häufigen Entweichen immer mehr zu. „Herr Präsident! Ist der Herr vielleicht blind geworden?“ . . . Es fielen Flaschen, Orangen und Sitzkissen in die Arena, in die Nähe der fliehenden Bestie. Das Publikum haßte sie wegen ihrer Feigheit. Eine Flasche fiel auf ihre Hörner, und die Leute klatschten dem sichereren Schützen Beifall, ohne zu wissen, wer es war. Ein Teil der Zuschauer beugte den Körper vor, wie um in die Arena hinabzusteigen und das verabscheute Tier mit eigener Hand zu vernichten. Welcher Skandal! Im Madrider Stierzirkus Dämon zu sehen, die nur dazu dienen, Fleisch zu liefern! „Feuer! Feuer!“ Schließlich winkte der Präsident mit einem roten Taschentuch, und eine Beifallsfalbe begrüßte diese Bewegung.

Die Feuer-Vanderillas waren ein außergewöhnliches Schauspiel, etwas Unerwartetes, das das Interesse am Stiergefecht erhöhte. Viele, die protestiert hatten, bis sie heiser geworden waren, zeigten innere Befriedigung über diesen Entschluß. Sie bereiteten sich darauf vor, den Stier lebendig gebrennt zu sehen, wie er, durch die sich an seinem Hals entladenen Blicke wahrnsinnig gemacht, vor Schreck in der Bahn herumhüpfen würde.

Der Nacional trat vor und hielt in seinen Händen, die Spitzen nach unten gerichtet, zwei dicke Vanderillas, die in schwarzes Papier eingehüllt schienen. Er ging dem Stier ohne große Vorsicht entgegen, als ob dessen Feigheit keine besondere Anstrengung wert sei, und setzte ihm die höllischen Stäbe unter dem rachsüchtigen Beifall der Menge ein.

Ein dumpfer Knall, wie wenn etwas zerbräche, ertönte, und zwei Säulen weißen Rauchs knisterten auf dem Halse des Stieres. Das Feuer war im Sonnenlicht unbemerkbar, aber die versenkten Haare verschwanden, und ein schwarzer Fleck breitete sich über den Nacken aus. Erstaunt über den Angriff, rannte der Stier davon und beschleunigte seinen Lauf, als ob er dadurch der Qual entgehen könnte, bis plötzlich an seinem Halse trodene Knalle, wie von einer Flinte, ertönten, und die entzündeten Papierschnitzel um seine Augen flogen. Die Bestie sprang weiter, mit vom Schreck beschleunigter Gelenkigkeit, die vier Beine gleichzeitig vom Boden erhoben und vergeblich den gehörnten Kopf auf die Seite werfend, um mit dem Maul die in seinen Nacken eingeleichteten Teufel zu entreißen. Die Leute lachten und applaudierten zu diesen Sprüngen und Zuckungen, die ihren Gefallen erregten und die wie tanzende Bewegungen eines abgerichteten, schwerfälligigen Tieres ausfahen.

„Wie sie ihn stechen!“ rief das Publikum mit wildem Lachen.

Das Zischen und Knallen der Vanderillas hatte aufgehört. Der verkohlte Nacken trug siedende Fettblasen. Als der Stier das Brennen des Feuers nicht mehr fühlte, blieb er unbeweglich, leuchtend, mit gesenktem Kopf und mit heraushängender trodener, dunkelroter Zunge stehen.

Ein zweiter Vanderillero näherte sich ihm und brachte ihm ein neues Paar bei. Wieder stieg der Rauch auf dem versengten Fleisch empor, wieder ertönten die Knalle, und der Stier eilte von neuem davon, mit neuen Versuchen, das Maul dem Nacken zu nähern und dabei seinen massiven Körper zusammenziehend; aber dieses Mal waren seine Bewegungen weniger heftig, als beginne er in seiner strotzenden Kraft sich an die Marter zu gewöhnen.

Ein drittes Paar wurde ihm noch angehängt, und sein verkohlter Hals verbreitete in der Arena einen ekelregenden Geruch von geschmolzenem Fett, verbrannter Haut und gesengten Haaren.

Das Publikum setzte seine Beifallsbezeugungen mit grau-

samem Eifer fort, als wäre der zahme Stier ein Feind seines Glaubens und als erfüllte es durch diese Verbrennung eine heilige Pflicht. Gelächter ertönte, als das Tier mit zitternden Füßen da stand und die Weichen, die die Wände eines Blasebalgs bewegte, in lautes schmerzgefülltes Gebrüll ausbrach und mit geröteten Augen seine nach einem Gefühl der Frische lechzende Zunge schleppend über den Sand zog

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4)

Tscharie.

Von Branislav Ruzhitch.

Aus dem Serbischen übersetzt von Martha Worobjewitch.

(Schluß.)

„Nun, warum solltest Du sie nicht zählen, Esend'm? Soviel wir brauchen, hat uns Allah gütigst gegeben. Bei uns im Hause herrscht Friede, Liebe und Gesundheit. . . . Pascha ist so lieb, so gut wie ein Turteltaubchen und gesund — wie dies nur sein kann, wenn Allah es so will. . . . Was willst Du mehr?“

„Das ist es eben!“ seufzt Halil. „Ich möchte noch etwas mehr. Siehst Du, Pascha hat hier die Schule beendigt, auch die Mittelschule hat er absolviert, doch . . . Du kennst meinen Herzenswunsch . . . ich möchte ihn nun in die Militärschule nach Stambul senden . . . ich muß ihn dorthin bringen. Es fehlen mir aber die Mittel dazu . . . Du weißt es!“

Die Hanuma überlegt. Was sie an Schmutz besessen, hat sie alles schon gegeben, um Seliha zu kaufen; anderen besitzt sie keinen. Hätte sie welchen, sie möchte auch den geben.

„Na, Esend'm, diesen Plan! Was nicht geht, geht nicht. Pascha wird auch ohne Militärschule glücklich sein . . .“ bemerkt die Hanuma, um ihn ein wenig zu trösten, leise.

„Gewiß, er kann doch glücklich werden, ich aber werde es nie sein. Dieser Wunsch hat mich gänzlich erfaßt. So viel Jahre schon, Hanuma, träume ich davon, es ist unmöglich, daß ich ihn jetzt aufgeben!“ antwortet er wehe und wirft die halbausgerauchte Zigarette durch das Fenster in die Blumen, um sofort wieder eine frische anzuzünden.

„Ja, braucht man denn dazu viel Geld, Esend'm?“

„Es kostet zehn Vira jährlich, vierzig Vira für vier Jahre, ohne die Nebenausgaben.“

„Es ist viel!“ seufzt Hatusch-Hanuma.

Halil-Efendi verstummt, er schweigt lange, dann erhebt er sich von seinem Schemelchen, winkt ihr zu und scheidet sich an, zu gehen, noch beifügend:

„Da, jetzt weißt Du es! . . .“ Er entfernt sich durch die Hoftüre und geht in die Tscharschia.

Seitdem sprechen Halil und die Hanuma nicht mehr von der Sache. Wenn Hatuscha manchmal gewahrte, daß Halil etwas bekümmert ausah, strengte sie sich tapfer an und erzählte ihm allerlei Unterhaltendes, nur damit er die Sorgen vergesse.

Doch einmal, nach vielen Tagen, als Halil-Efendi vor Aufscham nach Hause kam, zwinkerte er der Hanuma verstoßen zu, damit sie mit ihm in ein anderes Zimmer trete. Da setzte er sich auf das niedrige Sofa, schob den Fez zurück — so heiß war ihm die Stirne — die Hanuma aber setzte sich auf ein Schemelchen neben das Sofa und wartet, was jetzt so Wichtiges kommen mag.

Von Halils Gesicht kann man nicht ablesen, ob es Gutes oder Schlechtes sein wird, was er zu sagen hat. Und er schweigt, schweigt lange, er scheint kaum beginnen zu wollen.

„Ich habe das nötige Geld gefunden!“ sagt er plötzlich.

„Dem Allah sei Dank für alles!“ flüstert Hatusch-Hanuma, und ihr Gesicht leuchtet vor übergroßer Freude.

„Warum fragst Du denn nicht wie?“ fügt Halil-Efendi etwas übellautig bei.

„Und warum soll ich denn fragen, Esend'm, Du weißt es am besten. Wie Du beschloffen, so sei es.“

Halil verstummt, wahrscheinlich überlegt er, ob er es sagen soll.

„Ein neuer Pascha ist gekommen!“ fängt er darauf an. „Ein Kurde aus Stambul, reich . . . er hat einen großen Harem . . . und . . .“ Hatuscha schaut ihm forschend in die Augen, doch er fährt langsam, leise fort: . . . Und er hat erfahren, daß ich eine schöne Sklavin besitze . . . er wünscht sie zu kaufen . . . er bietet mir fünfzig Vira . . .“

Hatusch-Hanuma denkt lange nach, stützt den Kopf in die Hand, lange, lange überlegt sie. Die arme Seliha tut ihr wirklich leid, sie ist an sie gewohnt, und zudem ist sie wirklich ein liebes Mädchen, aber . . . dort — wird es ihr gewiß nicht schlecht ergehen — sie ist schließlich eine Tscharie, und besser ist es, eine Tscharie eines Paschas als diejenige eines Zollbeamten zu sein, und übrigen . . . mehr lagen ihr die Sorgen ihres guten Halil am Herzen und das Glück des kleinen Pascha.

„Was meinst Du, Hanuma?“ fängt Halil wieder an, als er sieht, daß Hatuscha so lange, ohne zu antworten, nachsinnt.

Die Hanuma hebt den Kopf, mit leiser, unverständlicher Stimme antwortet sie:

„Ich sage . . . gib sel!“

„Auch Du sagst so!“
 „Natürlich, Efend'm . . . wenn das Dir die Sorgen ver-
 schenkt und es Paschas Glück ausmacht! . . .“

Das war alles, und tags darauf, zu Mittag, als Halil-Efendi nach Hause kam, teilte er seiner Hanuma mit, daß er die Anzahlung erhalten, und daß nachmittags, wenn er die Tscharie übergebe, er den Rest der Summe erhalten würde.

So rief denn Hatusch-Hanuma Seliha in ihr Zimmer, setzte sie neben sich auf ein Sitzpolster und begann behutsam dem armen Mädchen die Sache auseinanderzusetzen, wie sie beide, der Efendi und sie, sich um ihr (Selihäs) Glück gesorgt, wie sie nun in des reichen Paschas Harem verkauft sei. Sie haben das nicht des Geldes wegen getan, sie ist ihnen lieb und gut, und sie hätten sie auch nie für Geld hergegeben, wenn es sich dabei nicht um das Glück ihres Kindes, ihres (Selihäs) eigenen Kindes gehandelt hätte. Denn mit diesem Gelde werden sie nun den kleinen Pascha studieren lassen, ihren (Selihäs) Pascha, sie werden ihn hiermit nach Stambul senden, und so wird er ein großer Mann, ein glücklicher Mann werden.

Trotzdem Seliha eigentlich nur eine Tscharie ist, trotzdem sie sich längst schon mit diesem, ihrem Schicksal ausgeöhnt haben sollte, zeigt sich doch in ihrem Auge eine schwere Träne, aber sie muß ihrer Hanuma die Hand küssen, und erst als sie sich in ihrem Zimmer befindet, da wühlt sie den Kopf in ihre Kissen und fängt schwer, schwer zu stöhnen an.

Nach langem Weinen erhob sie sich und trug aus dieser und jener Ecke ihre Kleider zusammen, um sie in ein Bündel zusammenzubinden.

Währenddem kommt auch Pascha, den sie so lange gesucht, sie ruft ihn herein, drückt die Tür hinter ihm zu, reißt ihn an sich und hebt nun um ihn zu jammern an, so wie um einen Toten. Das Kind fühlt sich beunruhigt, „es schaut sie an, was ihr fehle, sie fährt aber fort, ihn zu küssen, sie küßt ihm das Haar, die Augen, das Gesicht, die Brust, die Hände, sie küßt ihn närrisch, denn in Wirklichkeit stirbt er für sie.“

„Was ist Dir?“ fragt Pascha.
 „Mich haben sie verkauft, mein Sohn, verkauft haben sie mich . . . Du aber bleibst, Du gehörst ihnen. Du wirst mit diesem Geld, das sie für den Handel erhalten, nach Stambul gehen . . . Deine Mutter wird Dich nie, nie wiedersehen . . . sie wird nicht einmal etwas von Dir hören. . . . Ich war hier nur notwendig, Dich zu gebären. Jetzt bin ich ihnen überflüssig . . . jetzt brauchen sie Geld, und da haben sie mich verkauft! . . .“ So jammerte die arme Frau, sie raufte sich das Haar, rang die Hände oder flocht sie fest um den kleinen Pascha herum, drückte ihn an die Brust wie ein Errinkender, wie eine Löwin ihre Jungen, auf die der Jäger die Flinte gerichtet.

Das Kind, das nicht begreifen konnte, was das alles zu bedeuten hatte, versuchte sich dieser krampfhaften Umarmung zu entwinden. Wenn sie ihn nur losgelassen hätte!!

Sie nahm die Schere, schnitt ihm einige Härchen ab, steckte in ihr Bündel auch eines seiner Schücheln, dann noch ein ihm angehöriges altes Netz und dazu ein kleines Täschchen aus seiner ersten Kinderzeit.

Halil und Hatusch hörten wohl ihr Gejammer, und selbst sie weinten. Sie tat ihnen leid, die arme Seliha, in ihrem Kummer, sie wollten sie darin nicht stören und ließen sie sich gehörig ausweinen.

Indem traf auch schon der Wagen vor der Tür ein, und da konnte Halil nicht mehr ausweichen. Er trat auf die Schwelle von Selihäs Zimmer.

„Seliha!“ rief er.
 Sie hob ruhig den Kopf und schaute ihn vorwurfsvoll an, so wie der Sklave seinen Herrn.

„Seliha,“ sagt Halil zu ihr, „laß das Weinen. Dein Schicksal scheint es so bestimmt zu haben. Es kann Dein und Deines Kindes Glück werden. Du warst uns lieb und gut, und wenn es die Not nicht gewollt, ich hätte Dich nie hergegeben, aber . . . darum, es mußte sein.“

„Dank! Efend'm —“ antwortet ruhig Seliha, und sie nähert sich, um den Saum seines Kleides zu küssen.

„Siehe, der Wagen wartet!“ fügte Halil-Efendi mehr gerührt als ruhig hinzu.

„Ich bin fertig, Efend'm,“ antwortet Seliha, sie erhebt sich und nimmt das Bündel auf.

Halil und der Hanuma küßt sie noch die Hände und untertänig den Saum ihrer Kleider und nimmt Abschied. Sie dreht sich nicht mehr nach ihrem Kinde um. Sie hat ihn beweint, sie hat ihn begraben; ihn noch einmal anzusehen, fehlen ihr die Kräfte.

Nur, wie sie zur Schwelle des Hauses kommt, fällt sie darauf auf die Knie, und Tränen vergießend küßt sie die Schwelle, und dann dreht sie sich nach Halil und Hatusch um und bittet:
 „Gütet ihn! . . .“

III.

In jenen feurigen Wagen, die ganze Wolken Rauch über die Felder blasen, und die dann weiter fliegen, saß schon wenige Tage später der kleine Pascha, Hudaverdy-Pascha, auf seiner Reise nach Stambul.

Hinter dem Gitter des reichen Paschas Harem aber schaut die junge und schöne Tschierkessin traurig zum Himmel auf. Sie tröstet sich mit einer einzigen, mit einer letzten Hoffnung: Er wird viel-

leicht wirklich ein Mann, ein großer Mann werden. Er wird Geld haben und sich dann hoffentlich seiner armen Mutter erinnern. Und so wird er mich loskaufen — wenn er mich nur zu finden weiß. Dann bin ich sowieso schon sehr billig, denn ich werde alt sein! . . .

Belgische Städtebilder.

III. Gent.

Die belgischen Städte erinnern einen derart an ihre Vergangenheit, daß man gar nicht anders kann, als ihren heutigen Zustand damit zu vergleichen. Es ergeben sich dann zwei Arten von Städten: die zurückgegangenen, die berühmten „toten Nester“, deren Typus Brügge geworden ist, und die industriell fortgeschrittenen, die, wenn nicht ganz, so doch annähernd ihre alte wirtschaftliche Bedeutung wiedererlangt haben. Das sind Antwerpen, Brüssel, Gent.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, welche von den beiden Arten die sympathischere ist. Die verarmten Städte — Löwen ist vielleicht die allerärmste — haben die poetische Stille der Dämmerstimmung für sich, die industriellen dagegen machen einen lebendigeren, fröhlicheren und deshalb der glänzenden Vergangenheit eher entsprechenden Eindruck. Dafür aber haben sie dem Gögen „Verkehr“ die größeren Opfer gebracht. Antwerpen hat durch seine Straßenverbreiterungen unverzeihlichen Schaden erlitten, und ähnlich barbarisch ist man in Gent verfahren.

Die beiden Großstädte Flanderns verleugnen überhaupt ihre Familienähnlichkeit nicht. Es ist derselbe regsame, frische germanische Geist, der sie beide vor den meisten anderen Städten des Landes auszeichnet. Dabei ist Gent rein flämisch geblieben und nicht zu einem Viertel deutsch geworden, wie Antwerpen. Ein gewisser Wohlstand, eine Behäbigkeit und Heiterkeit, wie sie die Brüsseler Bürger in Goethes „Egmont“ heißen oder die Blamen in Charles de Costers „Allenspiegel“, ist unverkennbar.

Aber das Verständnis für die alten Kunstdenkmäler scheint auch in Gent zu fehlen. Die Stadtverwaltung hat es geschehen lassen, daß die Plätze um die Hauptgebäude, nämlich um die Kathedrale von St. Bavo, die Tuchhallen mit dem Welfried und die Kirche von St. Nikolaus, mit den abscheulichsten modernen Geschäftshäusern französischer Stils, d. h. solchen aus grellen, farbig glänzenden Ziegeln und Eisenwerk, bebaut wurden. Auf die Würde der grandiosen Nachbarstadt wurde auch nicht die geringste Rücksicht genommen. Außerdem hat man an das frühgotische, trefflich erhaltene Schloß Gerhards des Teufels, Grafen von Flandern, einem finsterphantastischen, aber durch seine vielen Türme und Türmchen ausgezeichneter gegliederten Bau, ein Bankgeschäft angelebt, das Barock vorstellen soll und im Gegensatz zu dem Ritterchloß mit seiner wirkungsvollen Massen- und Flächenarchitektur mit schwindelhaft dekorativen Aufsätzen und vielen Löchern das Auge beleidigt. Die Kathedrale, die gewiß nach der Art der übrigen größeren Kirchen in Flandern mit kleinen Häuschen umsäumt war, geeignet, den Größeneindruck der Kirche mächtig zu heben, ist von vorn und von hinten freigelegt und, wie man das auch in Deutschland oft getan hat, mit stillosen kleinen Anlagen umgeben worden.

Aber das sind noch geringe Uebel, verglichen mit dem Plakatunfug. Jegendwo am Marktplatz werden alte Häuser abgerissen. Die Baustellen umgibt man, bis die neuen Gebäude fertiggestellt sind, mit Bretterwänden. Es können aber Monate hingehen, bis überhaupt mit den neuen Gebäuden begonnen wird; die Bretterwände jedenfalls gehören zu dem typischen belgischen Stadtbild. Und um sich gar keinen Profit entgehen zu lassen, kleistert man sie über und über mit Plakaten in den schreiendsten Farben voll. So etwas geschieht ungeniert gegenüber vor prächtigen romanischen und gotischen Bauwerken, ja man untersteht sich sogar, in den Seitengassen Wände und Portale von schönen alten Häusern damit zu befudeln, ebenso, wie man überall den Eisenbahnlinien entlang mit Plakattafeln und Bildern von Riesenschneefläschen und Zigarrenkisten die Landschaft verdirbt. Dies in demselben Lande, das vor kurzem einen besonderen Minister der schönen Künste eingesetzt hat!

Es wäre ungerecht, nur auf die Kirche mit Fingern zu deuten, weil sie das ihr anvertraute köstliche Erbe verfallen und verkaufen läßt; die Stadt Gent läßt ihre Rathausfassade, einen vornehmen Renaissancebau, der eine reiche gotische Architektur aus dem 14. Jahrhundert erweitert, ebenso nachlässig verbröckeln wie die Geistlichkeit die Kirchen von St. Michael und St. Nikolaus. Diese allerdings, romanisch begonnen und gotisch zu Ende geführt — und romanische Bauwerke sind sehr selten in Flandern! — ist derart kaufällig, daß man sich fürchtet, ihr Inneres zu betreten. Die Verkleidung der Außenwände mit Hausstein (pierre bleu) ist zum großen Teil abgefallen, aber auch die rohen Ziegelmauern darunter sind schadhast und zeigen Risse. Und noch werden keine Anstalten gemacht, an diesem Uebelstand irgend etwas zu ändern.

Das Innere von St. Bavo ist in gutem Zustand, bis auf den Chor, der aber ist von den Jesuiten — wenn nicht von diesen selbst, so doch von den Architekten, die ihren Stil bauten — in verschiedenfarbigem Marmor und mit viel Aufwand von Bronze überarbeitet worden. Es ist erstaunlich, wie verständnislos man damals, als man doch im Gegensatz zu heute noch Kultur besaß, für die Bau-

Kunst des Mittelalters war. Unbedenklich zerschnitt man die Pfeiler des Chors durch eingebaute Marmorwände, zerstörte man die Höhenwirkung der Pfeiler des Hauptschiffs durch davorgestellte Nischenstatuen, der spizen schmalen Gemölbe durch breite, sperrige Barockaltäre. Der reformierte Katholizismus des ausgehenden 16. Jahrhunderts suchte den nationaler, germanischer gearteten des Mittelalters an die Wand zu drücken. Ueberall werden die Wände vergipst, wo die Jesuiten hinkommen, werden die schlichten, feinen Raumwirkungen der Gotik durch Materialprunk und Kolossalplastik ersetzt. Frech und rücksichtslos macht die spanisch-italienische Eroberin, die Kirche des verjüngten, aber nicht verbesserten Katholizismus, in Belgien breit. Sie hat vielleicht mehr künstlerischen Schaden angerichtet, als die Bilderstürmer der Reformationszeit, die übrigens ihrerseits teilweise spanische Lockspiegel waren.

Um von den Sünden der Vorfäter auf die der jetzigen Generation zurückzukommen, so wäre noch ein Wort zu sagen über den Zustand des Kronwerkes der altblämischen und der gesamten nordischen Malerei überhaupt, nämlich des Genter Altars der Brüder van Eyck von 1382. Kaum von Paris zurückgekommen, wohin sie Napoleon hatte bringen lassen, wurden sechs Flügel des Werkes von den Herren Canonici um lumpige 3000 Gulden veräußert und gelangten 1821 in den Besitz des Königs von Preußen. Für zwei weitere, Adam und Eva darstellend, mußte der belgische Staat 1868 nicht weniger als 50 000 Frank zahlen und eine alte Kopie der Berliner Flügel von Michael Corie (17. Jahrhundert) und eine neue von Adam und Eva, die Arbeit eines Herrn Caghe, liefern. Was man jetzt an der alten Stelle, in einer Chorhalle von St. Bavo, sieht, das sind schlechte Kopien von Corie, flauere Malereien von stehender Farbe, eine ganz jämmerliche des ersten Menschenpaares (das Original hängt in Brüssel) mit ausgepinselten Schamhöschchen und Schamröschchen, und — das traurigste von allem — die miserabel erhaltenen Haupttafeln, darstellend die Anbetung des Lammes in einer weiten Landschaft, bekrönt durch Gott Vater mit dem Heiligen Geist, Christus und Maria in großen Gestalten.

Wer die Berliner Tafeln kennt, mit den musizierenden Engeln und den Heiligen und Propheten, die von allen Seiten herangeströmt kommen zur Verehrung des Wunders, dem wird es schwer, zu glauben, daß diese Mittelbilder von den gleichen Händen der Hubert und Jan van Eyck ausgeführt sein sollen. Die Farben sind blaß oder blind geworden und haben ihre Leuchtkraft fast ganz eingebüßt. Man muß es noch als ein Glück preisen, daß wenigstens ein Teil dieses Wunderwerkes in sorgsame Verwahrung gekommen ist. Man möchte es für einen schlechten Witz halten, was mir aus zuverlässigem Munde über die Unterhaltung dieses Altarwerkes mitgeteilt worden ist. Stimmt es nicht so vortrefflich mit dem Augenschein überein, wäre es nicht das klassische Beispiel für die belgische Denkmalpflege: daß nämlich der Sakristan von St. Bavo alle drei Jahre die Malereien mit klarem kaltem Brunnenwasser abwäscht. . . . Hermann Gieber.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung. Verlag S. Weyer u. Sohn. Langensalza. Heft 68: Lüge und Ehrfurcht von Kuhn-Kelly. Preis 40 Pf.

Daß unter Kindern viel gelogen wird, ist eine von allen Pädagogen bestätigte Tatsache. Aber es entspricht nur einer beschränkten und rigorosen Auffassung, darüber ein so großes Lamento anzuschlagen, wie es der Verfasser tut. Das „stamenswerte Lügentalent“ mancher Kinder ist in den meisten Fällen nichts anderes, als eine Aeußerung der überaus lebhaften, durch eine verkehrte Erziehung irrefeleiteten oder überhaupt nicht gepflegten kindlichen Phantasie. Gewiß sündigen auch Familie und Gasse zuweilen am Kinde, indem sie es zur Lüge verleiten; aber die Schuld der Schule, die biblische Unwahrheiten als Wahrheiten lehrt, struppellose Gesichtsfälschungen treibt und die Kulturbewegung des Proletariats verleumdet und beschimpft, ist wahrlich nicht geringer. Ein Lehrer, der sich für diese „christlichen, nationalen und patriotischen Aufgaben der Schule“ gebrauchen läßt, ist als Erzieher zur Wahrheit von vornherein untauglich; denn nicht die vom Verfasser empfohlene „peinliche Halsordnung“, die beinahe an Regentorturen des Inquisitionstribunals gemahnt, vermag zur Wahrhaftigkeit zu erziehen, sondern einzig und allein die suggestive Macht der maßellosen Erzieherautorität.

Heft 70: Der Selbstmord im kindlichen und jugendlichen Alter von Dr. E. Neter. Preis 40 Pf. Der Verfasser führt die Häufigkeit der Schülerelbstmorde in erster Linie auf den Umstand zurück, daß unsere Schuljugend „nicht mehr das robuste Nervensystem und die widerstandsfähige Psyche wie in früheren Zeiten besitzt“. Dieser Mangel resultiert angeblich aus der geminderten Achtung vor der Autorität, der zunehmenden Verweichlichung in der Erziehungspraxis, der Herrschaft eines realpolitischen Grundzuges in der Gefühls- und Gedankenwelt, der ungenügenden Willensbildung, die das „Verne gehorchen!“ nicht mehr kennt usw. mit Grazie. Zutreffendes, spärlich verstreut, rückt sich mit reichlich viel Konfusion und halb-

wahrer Einseitigkeit. Man fühlt überall das peinvolle Bemühen, den Belz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Die Tatsache, daß die Schule außerordentlich häufig wenn nicht die direkte Ursache selbst, so doch das letzte die Tat auslösende Glied in einer Reihe von Ursachen bildet, läßt sich nicht fortdisputieren. Also gäbe es sicher weniger Schülerelbstmorde, wenn diese Auslösung durch die Schule nicht erfolgte. Die letzte Schuld bleibt auf der Schule sitzen; dieser Beweis genügt. O. R.

Völkertunde.

Tonmasken aus Kamerun. Zwei in ihrer Art bisher völlig einzige Masken aus gebranntem Ton, die Prof. Thorbede von einer Forschungsreise in Kamerun mitgebracht hat, sind in den Besitz des Berliner Museums für Völkertunde gelangt. In den amtlichen Mitteilungen aus den königlichen Kunstsammlungen macht Prof. v. Sushan über die interessanten Stücke nähere Mitteilungen. Beide haben die Form von menschlichen Gesichtern und sind in dem Stil gehalten, der für die modernen aus Holz geschnittenen Masken des Kamendabezirks von Nordwestkamerun typisch ist. Sie wurden in Babungo im Kamendabezirk erworben und wurden bei einem Tanze auf dem Kopf getragen und mit über das Gesicht herabhängenden Wachschnüren festgehalten. Eine solche Verwendung von maskenartigen Stücken ist vielfach gerade aus dem Norden von Kamerun bekannt; solche Stücke, zum Teil Holzschneidereien von außerordentlicher Größe bis zu einem Meter und darüber, werden auf dem Kopf befestigt getragen, während das Gesicht und der übrige Körper von einem den Körperformen dicht anliegenden, netzartig gearbeiteten, engmaschigen Ueberwurf bedeckt ist. Das Alter der Masken ist schwer zu bestimmen; sie werden wohl nicht der alternächsten Gegenwart angehören, brauchen aber nicht in eine frühere Zeit als etwa die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückdatiert werden. Es ist mehrfach vermutet worden, daß solche Tonmasken im tropischen Afrika mit antiken Tonmasken zusammenhängen; aber es scheint doch, als ob diese Gebräuche seit sehr alten Zeiten in Afrika heimisch sind, was bei dem außerordentlich konservativen Charakter aller Gebräuche sehr wahrscheinlich ist. Es finden sich heute noch vielfach im nördlichen Kamerun Formen in lebendigem Gebrauch, die in Europa dem Kreise der Hallstatt-Kultur angehören; zu ihnen wird man wohl auch diese merkwürdigen Tonmasken aus dem Kamendabezirk rechnen müssen.

Aus dem Pflanzenleben.

Tag- und Nachtsicht bei den Pflanzen. Untersucht man ein Blatt einer Kartoffelstaude am Abend eines schönen Sommertages auf seinen Inhalt, so findet man seine grünen Zellen vollgepropt von Stärkekörnern. Wiederholt man die Untersuchung am nächsten Morgen, so wird man gar keine Stärke mehr wahrnehmen. Wo ist sie hingekommen? Die Pflanze hat die Nacht benutzt, um die Assimilationsprodukte, die sie tags zuvor erarbeitet hat, zu lösen und aus den assimilierenden Zellen zu entfernen, damit bei aufgehender Sonne die Zellkammern geleert und zur Aufnahme neuer Kohlehydrate bereit sind. Ein Teil der Stärke wurde in der Nachtsicht — die Pflanze arbeitet unter normalen Umständen während ihrer sommerlichen Vegetationsperiode Tag und Nacht — in den Knollen deponiert, ein anderer Teil nach den Stellen transportiert, wo lebhaftes Wachstum, also rasch aufeinanderfolgende Zellteilung vor sich geht. Nur bei niedriger Nachttemperatur verzögert sich die Abseitung der Assimilationsprodukte. In den abgeklärten Blättern findet man dann am Morgen die Zellen erfüllt von stark konzentrierter Zuckerslösung (Glykose). Während der Tagsicht, die von Sonnenaufgang bis kurz vor Sonnenuntergang dauert, wird die Kohlenensäure, die von den grünen Teilen aufgesaugt wird, zerlegt und die Bildung organischer Stoffe gefördert. Daß diese Arbeit nur bei Tag oder bei Tagsicht geschieht, läßt sich leicht nachweisen. Man braucht eine Pflanze tagsüber nur in den Keller zu stellen, der dunkel ist, und ihre Blätter werden keine Spur von Stärke aufweisen; bringt man sie dagegen wieder ans Tageslicht, so beginnt sofort die Bildung von Kohlehydraten. Noch verblüffender läßt sich diese Tatsache demonstrieren, wenn man, was jeder nachprüfen kann, morgens die Hälfte eines Blattes auf beiden Seiten mit Staniol verhüllt. Schneidet man am Abend das Blatt ab, löst den Staniolüberzug und wirft das Blatt in lodendes Wasser, entzieht ihm durch Alkohol das Blattgrün und legt es darauf in eine Jodlösung, so wird der tagsüber besonnte Teil des Blattes tiefblau gefärbt, während die mit Staniol bedeckte gewesene Hälfte nicht die geringste Veränderung zeigt. Die Blaufärbung durch Jod wird durch die reichlich vorhandene Stärke verursacht. (Mit Jod weißt man immer Stärke nach, wenn es sich um solche Feststellungen handelt.) Der verdunkelte Teil bleibt farblos, weil ohne Licht Stärke nicht gebildet werden kann. Mit dem Blatt der Weitrebe gelingt der Versuch ebenso schön. Natürlich kann Stärke nur gebildet werden, wenn genügend Kohlenensäure zur Verfügung steht. Wenn man, wie das Stahl gemacht hat, die Unterseite der Blätter mit Kaliumwachs verklebt, also die Spaltöffnungen verschließt, so daß keine Kohlenensäure in die Zellen und Interzellularräume gelangen kann, so kann auch keine Stärke gebildet werden und die verklebten Blätter bleiben gelb, während die anderen in Jod blau werden, also voller Stärke sind. Die Nachtarbeit der Zellen und Pflanzen ist nicht weniger wichtig als die Tagesleistung, denn die Zellenlager müssen geleert werden, damit die Pflanze am nächsten Tage keine Verzögerung erleidet.